

„Auch der Unglaube ist nur ein Glaube“

Arnold Stadler im Schnittfeld von Theologie
und Literaturwissenschaft

Herausgegeben von Jan-Heiner Tück

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © Jürgen Bauer, Leidersbach
Satz: dtp studio eckart | Jörg Eckart
Herstellung: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-34925-6

ISBN E-Book (PDF) 978-3-451-84925-1

Inhalt

Einleitung	7
<i>Alfred Bodenheimer</i>	
„Wunderbar der Mann, der nicht aufs Volk hört.“ Arnold Stadlers Psalmenübertragung	13
<i>Andreas Bieringer</i>	
„Gott, der mich erfreut von Jugend auf.“ Arnold Stadler und die Liturgie	25
<i>Jan-Heiner Tück</i>	
Memoria passionis. Der Schmerz als Geburtsort der Sprache bei Arnold Stadler	41
<i>Thomas Söding</i>	
Konkursverwalter und Schrotthändler? Zur Metakritik der historisch-kritischen Exegese in Arnold Stadlers „Salvatore“ ...	61
<i>Joachim Negel</i>	
„Die Aufklärung hat den Himmel verdunkelt“. Zu Licht- und Schattenseiten aufgeklärter Theologie	77
<i>Elke Pahud de Mortanges</i>	
Max, Salvatore und das Heimweh nach der Sehnsucht von einst. Anmerkungen zu Arnold Stadlers Roman „Sehnsucht.“ Versuch über das erste Mal“	99

Hans Rüdiger Schwab

Formen des Komischen in Arnold Stadlers „Mein Hund,
meine Sau, mein Leben“ 111

Franz M. Eybl

„Die Großväter sind die Lehrer.“ Arnold Stadlers
autobiographisches Schreiben 131

Georg Langenhorst

„...leichter, an Gott zu glauben, als an gar nichts“. Annäherungen
an Gott im Werk Arnold Stadlers 147

Mirja Kutzer

„Das war die Liebe. Das Warten auf die Liebe“.
Theologie der Beziehung in Arnold Stadlers „Komm, gehen wir“
und „Salvatore“ 169

Gustav Schörghofer

Die Neuentdeckung der Welt. Caravaggio in der Optik
von Arnold Stadler 191

Anton Philipp Knittel

„Und dass das Leben und Schreiben am Ende sich als Heimweg
herausstellte“. Lieben, erinnern und schreiben. Arnold Stadlers
neuer Roman „Rauschzeit“ im Kontext seines Werks 197

Arnold Stadler

Auch der Unglaube ist nur ein Glaube – oder: Der Schriftsteller,
den ich meine. Bemerkungen eines Schriftstellers zur (a)religiösen
Signatur der Zeit 219

Die Autorinnen und Autoren 267

Einleitung

(ich glaube)
Arnold Stadler

Der Schriftsteller Arnold Stadler hat von seinen ersten Romanen an die „transzendente Obdachlosigkeit“ des heutigen Menschen zur Darstellung gebracht und immer wieder von einer „Sehnsucht nach dem ganz Anderen“ gesprochen. Ähnlich wie Martin Walser wendet sich Stadler gegen einen forschenden Atheismus, der die Wirklichkeit auf das Sichtbare, Überprüfbare und Machbare einschränkt, ohne der Ahnung Raum zu geben, dass etwas fehlen könnte, wenn Gott fehlt. „Auch der Unglaube ist nur ein Glaube“ – ist ein Satz, der bei Stadler in unterschiedlichen Zusammenhängen durchgespielt wird. Der Satz ist ein Augenöffner: er weist darauf hin, dass dort, wo der Glaube verabschiedet wird, andere Formen des Glaubens entstehen können, zum Beispiel der Wissenschaftsglaube, der vom Primat des Sichtbaren ausgeht und die Welt auf Landkarten des Wissens vermisst, als wäre das alles. Darüber hinaus nimmt der Satz allzu selbstgewisse Salon-Atheisten aufs Korn, die die Suche nach dem ganz Anderen mit Abwehrreflexen niederhalten. Eher indirekt macht der Satz darauf aufmerksam, dass die Grundlagen des Atheismus epistemisch brüchig geworden sind. Dem Unglauben geht es nicht besser als dem Glauben, beide sind unter den Bedingungen spätmodernen Denkens strittig. Der Schriftsteller Arnold Stadler versteht es allerdings nicht als seine Aufgabe, diese Brüchigkeit des Unglaubens diskursiv auszuweisen, vielmehr geht es ihm in seinem Schreiben darum, dass der Blick auf den Himmel – und damit die Möglichkeit des Glaubens – offengehalten werde. Nicht auszuschließen, dass es über den sichtbaren *sky* hinaus auch die unsichtbare Wirklichkeit des *heaven* gibt, die in meteorologischen Kategorien nicht mehr beschreibbar ist. Das schöne deutsche Wort ‚Himmel‘, das auch eine theologische Semantik bei sich führt, sollte nicht auf das Blau über uns enge-

führt werden. Um des Menschen und seiner Fragen willen will Stadler am Himmel als Sehnsuchtsort festhalten. Unbedingt. Dies macht er auch gegenüber Formen einer aufgeklärten Theologie geltend, die das Evangelium mit der Brille eines methodischen Atheismus betrachten und ihre Weltoffenheit mit einer Himmelvergessenheit bezahlen – und schließlich den einfachen Menschen mit seiner Sehnsucht im Regen stehen lassen. Wiederholt hat Stadler geschrieben, dass der Glaube schöner ist als der Unglaube und das Ja dem Nein allemal vorzuziehen sei. Schön ist es in der Tat, wenn der Glaube in einen bejahenden Blick einweist, der mit den menschlich allzu menschlichen Seiten des Menschen Erbarmen hat.

Wie kommt Arnold Stadler dazu, den Glauben für schöner zu halten als den Unglauben? Lassen wir die Frage hier einstweilen offen, da sie in den Beiträgen dieses Bandes wiederholt angesprochen wird, und weisen präladierend nur darauf hin, dass der Schriftsteller im katholischen Oberschwaben – oder geographisch genauer: in Rast bei Meßkirch – aufgewachsen ist und von früher Kindheit an kirchlich sozialisiert wurde. Schon als junger Ministrant hat er die Schönheit der lateinischen Liturgiesprache kennengelernt. Bevor er verstehen konnte, was er im Gottesdienst zu rezitieren hatte, war er von Rhythmus und Klang dieser Sprache in Bann gezogen. Zunächst war die Faszination, dann erst kam das Verstehen. Die Barockkirchen in „Schwäbisch-Mesopotamien“, wie Stadler wiederholt die Region zwischen Donau und Bodensee bezeichnet hat, haben ihm die Farben und Formen der katholischen Bildwelten nahegebracht. Vielleicht ist das mit dafür ausschlaggebend, dass er in seinem Buch *Salvatore* neben das Wort auch die Medien des Bildes (Caravaggio) und Films (Pasolini) in den Fokus der literarischen Aufmerksamkeit gerückt hat. Beim jungen Stadler kamen aber offensichtlich noch weitere Prägungen hinzu, so dass er nach dem Abitur katholische Theologie in München und Rom studiert hat. Seine Bücher, die man nicht als Autobiographie, aber doch als fortgesetzte Poetisierung seines Lebens lesen kann, zeigen, dass er in Rom gerade im Umkreis der Kurie auch ambivalente Erfahrungen mit karrierebeflissenen Höflingen gemacht hat.

In seinen Büchern – zumal der Trilogie *Ich war einmal*, *Feuerland* und *Mein Hund, meine Sau, mein Leben* – hat Stadler die Verschiebungen und Umbrüche festgehalten, die sich seit den späten 1950er Jahren mit der voranschreitenden Modernisierung gerade in agrarisch-

dörflichen Milieu seiner Heimatregion ereignet haben.¹ Das Leben auf dem Land hat sich gewandelt bis in die Bestattungsriten hinein. Nicht, dass früher alles besser gewesen wäre! Der naheliegenden Versuchung zur Nostalgie hat Stadler (fast) nie nachgegeben. Das „gesunde“ Landleben war schon nach dem Krieg nicht ganz so gesund, wie oft gesagt wird, sondern vielmehr von vielfältigen Pathologien durchzogen. Stadler hat dafür einen geschärften Blick. Ob es die Sprache ist, die von Relikten des NS-Vokabulars durchsetzt war, oder die Schule, in der Lehrer unterrichteten, die nur oberflächlich entnazifiziert waren, oder die „Leibesübungen“, in denen die Schüler zu Objekten körperlicher Ertüchtigungsmaßnahmen degradiert wurden, die an den Drill der dunklen Jahre denken ließen. Ohne das düstere Vorzeichen der Technik-Philosophie Martin Heideggers – „der Philosoph“, der in seinen Büchern immer wieder vorkommt – einfach zu übernehmen, zeichnet Stadler nach, wie die technischen Errungenschaften in den Jahren des Wirtschaftswunders auch in die dörfliche Lebenswelt Oberschwabens Einzug hielt und diese unwiederbringlich verändert hat. Ackerbau und Viehzucht wurden durch „Mengele“-Land-Maschinen erleichtert – auch das ein Name, der an den Rassenhygieniker Josef Mengele denken lässt. Radio und Fernsehen schlossen die Provinz mit der großen weiten Welt zusammen und weckten bei der Jugend ein Fernweh, das durch Reisen nie ganz gestillt werden konnte. Die ganz normale Ungeheuerlichkeit dieser Umwandlungsprozesse oszilliert in Sätzen wie diesen: „Und die Landfrau holt im Geländewagen die H-MILCH im Tetrapak vom Discounter und die Dörfer und Felder haben sich in ein Outdoorgelände der Solar-Energie- und Umweltindustrie verwandelt. [...] Die Windkraftmonster geben manchem von uns ein ruhiges Gewissen. Anderen verschaffen sie eine weitere Depression.“

Der vorliegende Band dokumentiert ein interdisziplinäres Symposium, das unter dem Titel „Auch der Unglaube ist nur ein Glaube – Arnold Stadlers Werk im Spannungsfeld von Literaturwissenschaft und Theologie“ anlässlich des 650 Jahr-Jubiläums der Universität Wien im Mai 2015 stattgefunden hat. Das vielschichtige Werk des Schriftstellers

¹ Vgl. dazu auch die instruktive Studie von Pascal SCHMITT, *Sehnsuchtsort – Sehnsuchtsort. Heimat als theologisch anschlussfähiger Begriff bei Arnold Stadler*, Ostfildern 2014.

und Büchner-Preisträgers, der nicht nur Gedichte und Romane, sondern auch viel beachtete Psalmen-Übertragungen und feinsinnige Essays vorgelegt hat, wurde aus theologischer, literaturwissenschaftlicher, aber auch kunsthistorischer Sicht näher beleuchtet. Den Höhepunkt des Symposiums bildete der Festvortrag, den Arnold Stadler selbst in einem voll besetzten Hörsaal gehalten hat.

Das Ensemble der Beiträge des vorliegenden Buches gliedert sich wie folgt: Den Auftakt macht *Alfred Bodenheimer*, der aus der Sicht jüdischer Literaturforschung die Psalm-Übersetzungen Stadlers kommentiert und dabei mit philologisch wachem Blick auf sprachliche Eigentümlichkeiten hinweist, aber auch das subversive Potential dieser Übertragungen aufdeckt. Der Beitrag von *Andreas Bieringer* macht die sprachprägende Kraft der katholischen Liturgie in der Literatur des 20. Jahrhunderts zum Thema und verortet in diesem Panorama die „liturgische Poesie“ Arnold Stadlers und Peter Handkes im Vergleich. Die Erinnerung an Leiderfahrungen, die zunächst verstummen lassen, dann aber umso dringlicher die Suche nach einer neuen und unverbrauchten Sprache freisetzen, durchzieht die Romane der autobiographisch gefärbten Trilogie. *Jan-Heiner Tück* geht dem Schmerz als Geburtsort der Sprache nach und versucht zu zeigen, dass Stadlers Sicht auf den Menschen in seiner Vergänglichkeit und Verletzlichkeit von einem Blick des Erbarmens geleitet ist. In Arnold Stadlers Buch *Salvatore* werden Exegeten, die sich der historisch-kritischen Schriftauslegung verschrieben haben, als „Kursverwalter und Schrotthändler“ karikiert, die außer den Worten ‚Abba‘ und ‚Amen‘ nichts als authentisch gelten lassen. Diese scharfe Kritik Salvatores (die nicht eins zu eins auf den Autor übertragen werden kann) ist eine Steilvorlage für die wissenschaftliche Exegese, der sich *Thomas Söding* in seinem Beitrag stellt. Auch an anderen Stellen finden sich in Stadlers Büchern aufklärungskritische Bemerkungen. Dies zeigt exemplarisch das Diktum, die Aufklärung habe den Himmel verdunkelt, ein Satz André Fessards, den Stadler nicht ohne Brechung zitiert. Mit den Licht- und Schattenseiten aufgeklärter Theologie befasst sich daher *Joachim Negel*. Schon Peter Handke hat in einer Laudatio auf Arnold Stadler herausgestellt, dass das Motiv der Sehnsucht im Zentrum seines Schreibens stehe. *Elke Pahud de Mortanges* greift diese Beobachtung auf und arbeitet unter dem Titel „Max, Salvatore und das Heimweh nach der Sehnsucht von einst“ die verblüffenden intertextuellen Verweise zwischen den Büchern *Sehnsucht. Versuch*

über das erste Mal und *Salvatore* heraus. Zugleich weist sie auf Dimensionen des Sehnsuchtsmotivs hin, die „südlich des Bauchnabels“ angesiedelt sind. *Hans-Rüdiger Schwab* widmet sich der „Verzweiflungskomik“ im Werk Stadlers, das allzu häufig zwischen Schmerz und Scherz, Tragischem und Komischen oszilliert. Dabei konzentriert er sich vor allem auf den Roman *Mein Hund, meine Sau, mein Leben*. Die Frage, welche Verbindung Dichtung und Wahrheit im autobiographisch gefärbten Schreiben Stadlers eingehen, beschäftigt *Franz Eybl*, der überdies die eigentümlichen Präsenzeffekte in Stadlers Prosa philologisch unter die Lupe nimmt. *Georg Langenhorst* tritt schon seit längerem für die These ein, dass es in der Gegenwartsliteratur eine neue Aufgeschlossenheit für die Gottesfrage gebe. Instruktiv ordnet er das Werk Stadlers in dieses Panorama ein und weist auf einige Passagen hin, die diese neue Unbefangenheit bestätigen. *Mirja Kutzer* hingegen wendet sich den fragilen Beziehungskonstellationen zu und analysiert unter Rekurs auf den mystischen Diskurs des Begehrens die Passionen, von denen in den Büchern *Komm, gehen wir* und *Salvatore* die Rede ist. Der Theologe und Kunsthistoriker *Gustav Schörghofer* geht in seinem Beitrag „Die Neuentdeckung der Welt“ Stadlers Optik auf Caravaggio nach, dessen Bild „Die Berufung des heiligen Matthäus“ in *Salvatore* eine ausführliche Würdigung gefunden hat. Die Beiträge des Symposiums wurden nachträglich ergänzt durch einen Aufsatz von *Anton Philipp Knittel*, der den jüngsten und bislang umfangreichsten Roman *Rauschzeit* (2016) einer aufmerksamen Lektüre unterzieht. *Arnold Stadler* selbst hat nach Abschluss dieses Romans für diesen Band poetologische Reflexionen beigeleitet, die er unter den Titel „Auch der Unglaube ist nur ein Glaube“ gestellt hat. Diese weit ausgreifenden und kreisenden Reflexionen, die der Schriftsteller selbst in einem Brief als „kleine Summa von Fragen zu meinem Leben und Schreiben“ bezeichnet hat, gewähren einen vertieften Einblick in sein Selbstverständnis als Schriftsteller.

Symposien zu veranstalten und die dort gehaltenen Vorträge anschließend zwischen zwei Buchdeckel zu versammeln, ist ohne vielfältige Unterstützung kaum möglich. Daher steht am Ende dieser Einleitung ein vielfältiges Wort des Dankes. Dieses geht zunächst an *Arnold Stadler* und alle Vortragenden für ihre Beiträge und die lebhaften Diskussionen. Unvergessen sind auch die abendlichen Gespräche bei Brot und Wein, die das Symposium im Campus der Universität ausklingen ließen. Ohne die tatkräftige Mithilfe von *Michaela Feiertag* und *Tobias*

Mayer bei der Vorbereitung und Durchführung wäre die Tagung nicht so wunderbar reibungslos verlaufen. Weiter dürfen das Rektorat der Universität Wien, das Stift Wilten (Innsbruck) und Herr Prälat Dr. Johannes Neuhardt (Salzburg) nicht übergangen werden, sie haben durch großzügige finanzielle Zuwendungen die Durchführung des Symposiums möglich gemacht. Schließlich ist auch das Büchermachen eine eigene Kunst. Frau Evelyn Gollenz und Frau Britta Mühl haben sich um das Manuskript verdient gemacht. *Last but not least* sei dem Lektor des Verlags Herder, Dr. Stephan Weber, für die reibungslose und – wie immer – gute Zusammenarbeit herzlich gedankt.

Wien, im Februar 2017

Jan-Heiner Tück

„Wunderbar der Mann,
der nicht aufs Volk hört.“
Arnold Stadlers Psalmenübertragung

Alfred Bodenheimer

Dieser Beitrag und die Auseinandersetzung mit Arnold Stadlers Psalmenübertragung sei genutzt, um von meiner Seite als Stimme der jüdischen Literaturforschung mit ihm in einen Dialog über biblische Schrift und deren Auswirkung auf die Bildung einer Persönlichkeit und ihres Denkens zu treten.

Religiös bin ich denkbar anders sozialisiert als Arnold Stadler – und doch verbindet uns etwas: Das Aufwachsen mit und in einer Liturgie, die man als schön empfindet und die man dem Sinne nach nicht versteht, weil die Sprache, in der sie gehalten wird, nicht die ist, in der man selbst mit seiner Umwelt kommuniziert. In Arnold Stadlers katholischer Sozialisierung zu Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war dies das Lateinische – im Falle meiner eigenen, jüdischen Sozialisierung das Hebräische. Die Vorstellung vieler nichtjüdischer Europäer, dass praktizierende Juden das Hebräische quasi mit der Muttermilch aufsaugen, ist nicht zutreffend. Auch wenn ich hebräische Buchstaben womöglich vor den lateinischen lesen konnte, ist meine Muttersprache Baseldeutsch und mitnichten Hebräisch. Und diese Worte, die so schön und so unverständlich, aber dabei keineswegs fremd, weil eben gerade aus dem regelmäßig rezitierten Gebet vertraut waren, sind biblische Worte, in seinem und auch oft in meinem Fall Psalmen. Allerdings in meinem Fall nicht in der Übersetzung der Vulgata, sondern im hebräischen Original.

Es mag dieses Vergleichbare im Unvergleichbaren der Sozialisierung sein, das mir deutlich macht, wohin Arnold Stadlers Übertragung der Psalmen strebt: In den Trost, die Mitgerissenheit, das Heimweh, oder

um einen Romantitel von Stadler zu bemühen, in die *Sehnsucht*, die Sprache bieten kann und die Philologie oft genug mit dem Holzhammer totschießt.

Das hebräische Wort „aschrej“, das erste der Psalmen, ist es auch, das Stadler an den Anfang seiner Einführung zur Psalmenübertragung, seines „Introibo“, wie er es in Anklang an seine Kinderjahre nennt, setzt.¹ Ein Wort, das er bei Celan wiedergefunden hat und das auf Deutsch mit „gepriesen“, „selig“, „glücklich“ und noch weiteren Worten, bis hin zum bis vor über achtzig Jahren unverdächtigen Wort „Heil“ wiedergegeben wird.

Für den jüdischen Jungen, der ich war, für den Juden, der ich immer noch bin, ist „aschrej“ der Beginn eines dreimal täglich (zweimal im Morgengebet und einmal zu Beginn des Mittagsgebets) gesprochenen Psalms – obwohl es zu diesem Psalm nicht gehört, sondern zwei „aschrej“-Verse vor den Psalm 145 gestellt wurden. Und dieser Psalm 145, wie dem des Hebräischen Kundigen auffällt, ist den Anfangsbuchstaben der Verse gemäß nach dem hebräischen Alphabet aufgebaut – mit Ausnahme des fehlenden Buchstaben „nun“.

Der Jude, der täglich betet, ist mit mindestens zwanzig Psalmen auf Du und Du, und mit einer Unzahl von Psalmenversen, die isoliert in die Gebetstexte übernommen worden sind ohnehin – etliche von ihnen kann er auswendig – ob er sie versteht oder nicht, ist vollkommen sekundär. Betenderweise ist „verstehen“ kein semantisch gebundener Begriff, sondern die Seelenhaltung, in die einen das Beten versetzt. Und diese Seelenhaltung ist auch nicht durchwegs eine der vollkommenen Hingabe und Auflösung, sondern kann sich darauf begrenzen zu wissen: Ich bete.

Es gibt, sofern ich Arnold Stadlers Überlegungen, die er seinen Psalmen mitgegeben hat, richtig verstehe und vor allem, indem ich auch die implizit damit verbundenen Schlussfolgerungen richtig ziehe, eigentlich drei Punkte im bisherigen Fundus deutschsprachiger Bibelübersetzungen, von denen er sich abgrenzen möchte. Der eine wurde schon erwähnt: Zum ersten die Unzugänglichkeit philologisch korrekter Übersetzungen wie etwa der Einheitsübersetzung, die, indem sie dem Leser den biblischen Text zugänglich machen, zugleich einen Wall zwischen

¹ Arnold STADLER, „Die Menschen lügen. Alle.“ und andere Psalmen, Frankfurt/M. – Leipzig 1999, 9.

Leser und Text aufbauen – nämlich was die Lebensnähe, das emotionale Potential, was die Sprengkraft dieser Texte für den Leser der Gegenwart ausmacht. Ein deutscher Text wird niemals die Zeitlosigkeit des Urtextes beanspruchen können – eine Zeitlosigkeit, die aus dessen Unveränderbarkeit zugleich kommt wie sie diesen Urtext auch unveränderbar macht. Übersetzung hingegen ist das Eindringen des Gesagten in ein neues Sprachsystem, auch in eine andere Epoche mit anderen Konnotationen, anderen Hoffnungs- und anderen Horrorbildern. Wenn es für ein biblisches Wort eine erprobte und alternativlose Übersetzung gibt, die jedoch seit Jahrhunderten aus dem geläufigen Sprachgebrauch ausgeschieden ist, dann, so argumentiert Arnold Stadler, ist sie fehl am Platz, wenn der Psalm nicht ein aus der Antike grüßendes Dokument, sondern ein Anruf an den heutigen Menschen sein soll. Er selbst formuliert das so: „Übersetzen heißt doch auch: zur Sprache bringen. Nicht zu Tode übersetzen, sondern in eine Sprache, die lebt.“²

Der zweite Punkt von Stadlers Abgrenzung ist eine Übersetzungstradition, die im Lateinischen seit jeher, im Deutschen seit Luther, ein ganz bestimmtes Programm verfolgte: Nämlich das christologische. Es ist hier nicht der Ort, wäre aber der Mühe wert etwas über das semanto-technologische System zu sagen, das es offensichtlich für Generationen gelingen ließ, grundsätzlich von Israel dann als auf die christliche Kommunität anzuwendendem Begriff zu sprechen, wenn von Heilsversprechen die Rede ist, aber es dort auf die Juden anzuwenden, wo es nicht nur um die Ankündigung, sondern um die Realisierung von Unheil geht. „Christliche Heimholungsversuche“ nennt Stadler das.

Der dritte Punkt, der in gewisser Weise den ersten mit dem zweiten verbindet, ist die Historisierung der Texte, die sich infolge der historisch-kritischen Lektüre gewissermaßen verselbständigt hat und Zweifel daran aufwirft, wie sinn- und traditionsstiftend die Texte unter dieser Prämisse einer Aufhebung ihres metaphysischen Gehalts überhaupt bleiben können. Der beherztteste Widerstand gegen eine solche Praxis der Überführung der Bibel in den generellen Kontext der antiken Literatur kam im 20. Jahrhundert von jüdischer Seite. Als besonders profilierte Vertreter solcher Problematisierung einer sezierend produktionsorientierten Forschung mögen hier Franz Rosenzweig, bis zu seinem frühen Tod auch Übersetzungspartner bei der von Arnold Stad-

² Ebd., 112.

ler bewunderten Buber-Übersetzung sowie der Übersetzer und Exeget Benno Jacob genannt sein. Beide betonten, gegenüber einer sezierenden Textforschung biblischer Theologie, die Relevanz der Form und Wirkungsmacht des Endtextes als ausschlaggebenden Charakter der Bibel. Zwar nicht auf die Hebräische Bibel, sondern auf die Evangelien bezogen, aber im Grundsinn identisch und in eindringlicher Deutlichkeit formuliert das Arnold Stadler im Roman *Salvatore*, wo es heißt, die modernen Theologen hätten „wie Automechaniker den Text zerstört [...], auseinandergenommen wie ein altes Auto“.³

In all dem ist Stadlers Übersetzungswerk ein Werk der Opposition gegen das Bemühen, biblische Texte analytisch zu lesen – und zugleich auch natürlich eine Absage an eine fundamentalistische Form von Zustimmung, denn gerade der Anspruch, die Texte nicht durch dogmatisches Bewahren, sondern durch explizit zeitgemäße Übersetzung in die Gegenwart zu bringen, unterläuft die Vorstellung, es gebe darin dogmatisch Unabänderliches.

„Wunderbar der Mann,
der nicht aufs Volk hört
den Leuten nicht nach dem Maul redet,
und am Stammtisch bei denen herumsitzt,
die immer alles besser wissen.“⁴

So beginnt Stadlers Übersetzung von Psalm 1,1. In sich schon ist diese Übersetzung untergründig subversiv. Bestechend zunächst, dass Stadler das Anfangswort „aschrej“, eben jenes Urwort, das ihn für die Psalmen, für das Bibelhebräische insgesamt überhaupt eingenommen hat, mit dem scheinbar banalen „wunderbar“ übersetzt. Ein tiefer Einblick in seine Übersetzungsphilosophie, die gerade die für ihn außerordentlichsten Wörter nicht dann am adäquatesten übersetzt sieht, wenn die Übersetzung besonders extravagant ist. Im Gegenteil: Das biblische „aschrej“, eigentlich ein Ausruf, der besonders Zustimmung signalisieren soll, ist letztlich mit dem uns allen geläufigen „wunderbar!“ als Ausruf der Zustimmung zu einer positiven Nachricht in die Sprache geholt und nicht aus ihr verbannt worden. Nicht „wohl“ und schon gar

³ Arnold STADLER, *Salvatore*, Frankfurt/M. 2008, 46.

⁴ STADLER, *Die Menschen lügen. Alle.* (s. Anm. 1), 15.

nicht „heil“ sei diesem Mann, sondern „wunderbar“ ist, wie er's macht. So würden wir es auch sagen. Was zugleich auch zeigt, dass dem Wort „wunderbar“ das „Wunder“ als außerhalb der Ordnung Stehendes entzogen ist, anders als es noch die Schriften der aufklärerischen Ästhetik, etwa Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger in ihrem Diskurs über das „Wunderbare“ in der Literatur verwenden. „Wunderbar“ bedeutet für uns Zeitgenossen des 21. Jahrhunderts: außerordentlich – aber nicht: außerhalb der Ordnung stehend. Das gibt Stadlers Übersetzung wieder.

Dann aber vor allem die Fortsetzung: Stadler übersetzt, was Wort für Wort übersetzt etwa heißen müsste: „der nicht nach dem Rat der Bösen wandelte“ mit: „der nicht aufs Volk hört“. Dass er das „Wandeln nach dem Rat“ als implizite Metapher auflöst, indem er es durch „Hören auf“ übersetzt, mag zunächst der Suche nach einer gängigen, unverstellenden Sprache geschuldet sein. Dass er aber das im Hebräischen klar negativ konnotierte „rescha'im“ (in der Einheitsübersetzung mit „Frevler“ übersetzt) mit „Volk“ wiedergibt, lässt aufhorchen. Es kann in einige Richtungen gedeutet werden: Zu Recht lässt sich monieren, das Wort „Frevler“ sei für Leser unserer Tage tatsächlich kein Wort, mit dem sie etwas anfangen können. Doch wenn man dies weiterdenkt, wird einem nach und nach klar: Wir haben heute ohnehin Mühe mit Substantiven, die für ein klares, unumstößliches moralisches Werturteil über Menschen stehen und die wir nicht unmittelbar mit Funktionen zwischenmenschlicher Störung (wie Terrorist, Diktator, Mörder), sondern mit einer umfassenden Gesamtbeurteilung des Individuums versehen. Von Bösewichten, Frevlern oder Sündern, Menschen also, die sich nicht nur in spezifisch benennbarer, sondern in metaphysischer Form vergangen haben, sprechen wir heute in der deutschen Sprache kaum mehr ohne Ironie oder anders als in übertragenem Sinne (der sexuell übergriffige „Unhold“ vorab in der Schweizer Boulevardpresse unterstreicht diese Feststellung mehr als er ihr widerspricht).

Aber „Volk“? Ein scheinbar ganz neutraler Begriff, der hier mit dem negativsten möglichen Sinn aufgeladen wird. Es lässt sich aber sehr wohl einordnen: Zum einen im Sinn dessen, wie der lateinische Volksbegriff in das Deutsche hineinwirkt: *populus*. Jenes „Volk“ also, das der Populismus bedient, das immer schon die Projektionsfläche angemäßer Meinungsführer war, denen die, die sich für dieses Volk hielten, dann nachsprachen. Das „Volk“ aber ist es auch, dem Luther bekannt-

lich aufs Maul geschaut hat bei seiner Übersetzung. Es ist programmatisch für Stadlers Übertragung und hat deshalb seinen richtigen Platz im ersten Vers, dass dies eine Übersetzung sein soll, die nah an der Sprache der Menschen unserer Zeit ist, ihnen aber nicht unbesehen nachplappert – hierin gleich wie Luther, der aber zugleich die Tendenzen bedient hat, welche Stadler ablehnt – ich meine selbstverständlich hier nicht primär die konfessionelle Differenz zwischen dem Reformator und dem katholisch sozialisierten Stadler, sondern die Tendenz ausgrenzender Lektüre.

Das Volk hat eben gerade dann nicht immer recht, wenn es als „Volk“ auftritt – das tut es in der Regel, wenn es andere aus sich ausgrenzt. Dieses „Volk“ kennen wir, und wir wissen, dass wir ihm eher ausgesetzt und zugleich oftmals näher sind als abstrakten Bösewichten und Frevlern.

Wer überdies abrät, den „Leuten nach dem Maul zu reden“, wie es Stadlers Übersetzung des Psalms tut, kann sich dann eben auch sparen, diese „Leute“ so zu nennen, wie, isoliert betrachtet, der für sie gewählte hebräische Begriff „chata'im“ lauten würde: Sünder. Leute, denen man nach dem Maul redet, sind keine moralischen Instanzen, und wiederum wagt diese Übersetzung die nur scheinbare Neutralisierung eines im Bibel-Hebräischen äußerst aussagekräftigen Begriffs, der sich durch das Grundwort „chet“ tief in die Liturgie insbesondere des Versöhnungstages eingesenkt hat und im jüdischen Vokabular über das Sakrale hinaus Allgemeingut ist. „Chet“ ist etwas, was jedem unterläuft, allen „Leuten“ eben – das macht es nicht besser und vor allem die Meinungen dieser Leute nicht edler – zugleich setzt der Begriff „Leute“ den Leser weit stärker der Warnung des biblischen Verses aus. Jeder hat mit „Leuten“ zu tun und weiß, dass er zuweilen auch zu ihnen gezählt wird.

Dass schließlich Stadler das ‚Sitzten am Sitze der Spötter‘, wie man wiederum aus einer Wort-zu-Wort-Übersetzung heraus korrekt sagen würde, gerade die Körperhaltung des Sitzens hervorhebt und aus dem „Sitz der Spötter“, einem Ort, den aufzufinden uns schwerfallen würde, stattdessen den wohlbekannten „Stammtisch“ macht, an dem die sitzen, die immer alles besser wissen, rückt uns sehr plastisch vor Augen, wo der Leser dieses Psalms hin verwiesen wird. In die Ecke der Reflexion, in den Bereich des Muts, der dezidiert darauf verzichtet dazuzugehören, wenn wieder einmal beschlossen wird, wer weshalb nicht dazugehört.

Um diese Verse aber in ihrer Übertragung richtig einzuordnen, ist es nicht unerheblich, Stadlers Reflexionen zu diesen Psalmen sorgfältig